

Katrin Diehl

Erinnerungsstücke und Metaphern

»Alles hat seine Zeit«. Eine Ausstellung im Jüdischen Museum München

Der Kreis schließt sich, und dass er sich schließt, hat ganz sicher mit der Zeit, die vergeht, zu tun. Sie vergeht, und wenn wir das nicht glauben und wenn wir nichts Besseres zu tun haben, können wir uns vor eine Uhr setzen und beobachten, wie die Zeiger ihre Runden drehen. Dabei werden wir alt und irgendwann sterben wir und bewiesen ist gar nichts, denn die Zeit ist und bleibt ein Mysterium, ein Faszinosum, vor dem wir staunend stehen.

Unser Leben macht Station. Immer, wenn wir uns einer Tradition unterordnen, einem Ritual, das an uns geschieht, scheint die Zeit kurz auszusetzen. Die Zeiger bleiben stehen, weil jetzt kein Mensch mehr daran denkt, sie zu beobachten. Es gibt wahrhaftig Wichtigeres! Ein Leben hält den Atem an. Danach geht es weiter und man ist nicht mehr ganz der, der man vorher war, sondern ist ein bisschen gereift und seiner Gemeinschaft näher. Vergessen wird man diesen Augenblick nicht so schnell. Aus dem Ritual wächst Identifikation und Identität. Rituale verkörpern die Verlebendigung des steten Wunsches, dazuzugehören, nicht zu vergessen, wer man ist und woher man kommt.

»Alles hat seine Zeit. Rituale gegen das Vergessen« heißt die neue Ausstellung im Jüdischen Museum München. Gegen das Vergessen? Um den Holocaust geht es auch in dieser Ausstellung, wie sollte es anders sein. Aber es geht eben auch um das Leben, das jüdische Leben und was das an rituellen Gegenständen mit sich bringt, mit sich schleppt, durch die Zeit und die Generationen trägt, wie ein Fluss sein Geschiebe. Die wertvollen Dinge, die ja viel mehr sind als bloße Dinge, werden verwahrt in heiligen Hallen, in Glasvitrinen, in dunklen Schubladen, in alten Koffern und warten auf ihre nächste Verwendung. Denn es soll weitergehen. Oder sie landen in einem Museum, im Jüdischen Museum, das es immer schwer hat, in Deutschland eine angenehme Atmosphäre zu schaffen, das aus seinen vielen Betonmauern auf absehbare Zeit Bedrückung und Bedrängnis nicht draußen halten kann. Das ist in München nicht anders, wenn da nicht diese wunderschöne hölzerne Sukka wäre, die nicht ins Museum gehört, sondern in einen Hinterhof nahe einer grünen Wiese. Sie steht im ersten Stock des Museums, gehört aber zum zweiten Teil der Ausstellung, weil diese sich über den zweiten in den ersten Stock erschließt. Hier steht also die Sukka, die Laubhütte, in der Mitte eines schwarzen Kreises des ansonsten weißen Museumsbodens, steht mit geöffnetem Dach, so dass die Sterne hineinscheinen können. Sie stammt aus Baisingen, einem Örtchen im Kreis Tübingen. »Die Baisinger Laubhütte, Hinterlassenschaft geflohener oder deportierter Baisinger Juden, wurde bis zum Jahre 2000 als Geflügelstall verwendet«, erklärt die begleitende Broschüre. Denn man hat bei den 55 Exponaten bewusst auf Erklärungstäfelchen verzichtet. Das Objekt stehe im Mittelpunkt und solle erst einmal wirken, erklärt Felicitas Heimann-Jelinek, früher Chefkuratorin des Jüdischen Museums Wien, die die Münchner Ausstellung konzipiert hat. Die Objekte wirken.

Die Texte im Heftchen sind klug, erklären nicht ohne Zwischentöne, über die nachzudenken sich lohnt.

Über zwei Stockwerke also zieht sich die Ausstellung, und zusammen ergeben die Teile, wer bereit ist dies zu sehen und zu spüren, wieder etwas Rundes. Der Ausstellungsgestalter Martin Kohlbauer, auch er aus dem ehemals Wiener Team um Felicitas Heimann-Jelinek, umgab die Exponate im Raum nämlich mit einer halben, deckenhohen Schalenwand aus Plexiglas. Eine Hälfte im zweiten, die andere im ersten Stock. Ja, es geht auch ums Spüren in dieser kleinen, aber feinen, weil nicht so einfachen Ausstellung, die sich Museumsdirektor Bernhard Purin in sein Haus geholt hat. Martin Kohlbauer setzt auf Atmosphäre. Ein »Kosmos« soll entstehen.

Die Dinge sind Dinge mit religiöser Bedeutung, Erinnerungstücke der jüdischen Geschichte, stark genug, Einfluss zu nehmen auf jede neue jüdische Biografie. Die Dinge sind aber auch Metaphern. Und natürlich verlangt diese Ausstellung wie immer nach guten Erklärungen für das nicht-jüdische Publikum. Da ist sie wieder, die Frage nach dem Trennenden. Was die einen zusammenschweißt, lässt die anderen außen vor. Zwei Welten oder mehr existieren da. Es lässt sich ja so leicht sagen: Wenn nur jeder in seiner Welt verwurzelt ist, dann klappt das schon mit dem Zusammenleben. Man solle so viel wie möglich vom anderen wissen und erfahren, dann klappe es mit diesem Zusammenleben noch besser. Auch dafür sind solche Ausstellungen gut, um die Grenzen der eigenen, heimischen Welt zu erspüren. Alles andere wäre Größenwahn. Wie der Turmbau zu Babel nichts anderes war als Größenwahn, an dessen Anfang nach Stéphane Mosès die gut gemeinte Idee stand, »einen Turm zu errichten als Symbol ihrer (der Menschen, d.A.) Eintracht«. Aus diesem Turm ist nicht geworden.

Im zweiten Stock, dort wo der Rundgang beginnt, darf man eintreten in das 6. Jahrhundert, in die Synagoge von Bet Alpha in Israel, deren Mosaikboden auf den Museumsboden projiziert wurde »mit Darstellungen fundamentaler jüdisch-theologischer Aussagekraft«, in denen die Entwicklung von Opferung zu Nichtopferung (Isaaks), hin zum symbolhaften Tempelkult, dann zum Wortgottesdienst als geistige Errungenschaft erkennbar wird. Während sich also die erste Hälfte historischen Zeugnissen des Judentums widmet (mit weißen, schwarz beschrifteten Erinnerungsfahnen im Hintergrund, eine zusätzliche Verstehensebene der Ausstellung: »Erinnerung an den Tempel, ... an das Wort, ... an die Befreiung, ... an das Vaterland«), gibt die zweite Hälfte Einblick in Feste, Feiern, tiefe Einschnitte, die das Leben eines jüdischen Menschen prägen können. Man bemühte sich ganz offensichtlich, passend zum Ausstellungsort, Exponate aus dem süddeutschen Raum zu finden: Tora-Aufsätze, hebräische Lehrtafeln, ein Hochzeitsstein aus der Außenmauer einer fränkischen Synagoge, eine Chanukkia, deren Rückwand vormals als Grenadiermützenschild gedient hatte, ein zweck- wie kunstvoller Kamm mit angehängtem Nagelreiniger für die Mitglieder der Chewra Kaddischa, der »heiligen Gesellschaft«, die sich um die Pflege der Leichname kümmert, einer der »am höchsten angesehenen guten Taten«. Eine »Haggada di Hitler«, die 1946 in München zum Einsatz gekommen ist, kann man ebenfalls betrachten. Sie beginnt nicht mit den altbekannten Worten »Sklaven waren wir des Pharao in Ägypten«, sondern mit der aktualisierten Variante »We

were slaves to Hitler in Germany«. Bilder des Schreckens begleiten die Schrift.

Dann gibt es noch Fotografien der Künstlerin Quintan Ana Wikswo aus New York, die sich hinten an der Wand entlang ziehen und die sich ganz schwer integrieren lassen in das runde Ganze. Auf mehrfach belichteten Bildern in regenverwaschenen, schwefeligen Farben hielt sie fest, was nicht mehr steht, das Lagerbordell in Dachau, versucht zu zeigen, was man nicht zeigen kann. Begleitet werden die Bilder von Text, von assoziativen Sätzen der Frauen dort, den Zwangsprostituierten. Ana Wikswo versucht zu sagen, was man nicht sagen kann. Der Hinweis, dieser Aspekt des Lebens und Sterbens in den Konzentrationslagern sei bisher übergangen worden, stimmt so nicht ganz. Gerade über das erste Lagerbordell in Mauthausen, aber auch über andere lässt sich Einiges nachlesen, wurde geforscht.

»Alles hat seine Zeit«, sagt das Buch Kohelet, ein weit bekanntes Wort, das beruhigt und beunruhigt, jedenfalls Schwere und Bedeutung besitzt, und das gerne zitiert wird. Es drängte sich geradezu auf als Stichwortgeber für die Ausstellung in München, die es genau dann schafft, mehr zu sein als eine reine Informationsschau, wenn sie die Verbindung aufnimmt zum jüdischen Gebot, sich zu erinnern (»Zachor!«, s. dazu auch die nach wie vor herausragende Abhandlung gleichen Titels von dem großen Yosef Hayim Yerushalmi). Das allerdings verlangt dem Besucher einiges ab, nämlich der Metaphorik Konkretes abzugewinnen und umgekehrt. Jede gute Ausstellung verlangt dem Besucher etwas ab.

Wer sich die Ausstellung ansehen will, hat noch bis zum 1. September Gelegenheit dazu. Ein begleitender Katalog, hg. von Felicitas Heimann-Jelinek und Bernhard Purin, ist im Kehrer Verlag erschienen.